

Rezensionen und Kurzanzeigen

Zur griechischen Literatur

Carl Werner Müller, *Legende – Novelle – Roman. Dreizehn Kapitel zur erzählenden Prosaliteratur der Antike*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006. VIII, 509 S. Ill. ISBN 3-525-25756-2

Die Texte dieses Bandes, von denen einige, schon früher erschienen, überarbeitet und in den Zusammenhang eingefügt wurden, behandeln Dokumente der erzählenden Prosaliteratur der Griechen vom 6. Jh. v. bis zum 6. Jh. n. Chr. Wie auch in anderen seiner Arbeiten, wählt M. als Ausgangspunkt oft ein Detailproblem, das er einer Lösung zuführt, gleichzeitig aber auch Allgemeingültiges daraus ableitet und die Ergebnisse seiner Beobachtungen in einen umfassenden Zusammenhang einfügt. Mehr als die Hälfte der Kapitel beschäftigen sich mit den Erzählungen Herodots, beginnend mit einer Darstellung „Zur Frühgeschichte der erzählenden Prosaliteratur bei den Griechen“: Hekataios, Novellistik, Mythos, Historiographie; daraus abgeleitet eine Klarstellung zu ‚Legende‘ und ‚Novelle‘ als Gattungsbezeichnungen in der antiken Literatur. Als ältesten erzählenden Prosatext der griechischen Literatur identifiziert M. die Söldnerinschrift von Abu Simbel. (M. folgt dabei der Lesung der Inschrift bei L. H. Jeffery, *The Local Scripts of Archaic Greek*, Oxford ²1990, 355 und 415 mit Taf. 69, 48a – mit der Auffassung, dass zwei Schreiber genannt sind, der zweite mit dem Namen ‚Pelekos, der Sohn des Eudamos‘: ein Hinweis auf die wohl humorvoll gedachte Auslegung ‚das Beil, Sohn des Niemand‘, die auch erwogen wurde, ergäbe einen für den narrativen Text vielleicht nicht ganz unmöglichen Wortwitz und könnte angeführt werden.) Es folgt die umfassende Behandlung einiger bekannter Legenden, wobei der Weg zur Bildung von Legenden aus den Berichten des Herodot und anderen Quellentexten nachgezeichnet wird: „Kleobis und Biton“ (eine gründliche Überprüfung einiger Fakten antiker und auch neuzeitlicher ‚Allgemeinbildung‘, die angebliche Weihung der beiden Statuen in Delphi betreffend); „Die Archilochoslegende“ (Texterstellung, Kommentar und Rekonstruktion der erzählenden Archilochos-Inschrift aus dem Heroon von Paros); „Das Schatzhaus des Rhampsinit oder die Überlistung des Todes“ (zum zweiten Buch des Herodot und Erzählungen mit umgewendeten Unterweltsmysmen); „Der Schelm als König und Weiser. Amasis von Ägypten in der Darstellung Herodots“ (zu den Quellen und zum Aufbau der Geschichte im zweiten Buch: Herodot benutzt einen griechischen Amasis-Logos der Zeit um 500 v. Chr., der seinerseits auf eine ägyptische ‚Königsnovelle‘ zurückgeht); „Die dreizehn Freier der Agariste“ (Hdt. 6, 126–131); eine Zusammenstellung zum Motiv des Ehebruchs bei Herodot („Kephalos und Prokris“, „Xerxes und die Tochter des Masistes“, „Der König, sein Dienstmann und die Königin“: die Gyges-Geschichte aus Hdt. 1); und schließlich im Kapitel „Der Tod des Intaphrenes“ eine genaue Ausarbeitung zu den verschiedenen Versionen der Geschichte zugrunde liegenden Hauptmotivs, das besonders im Zusammenhang mit der Erklärung des ‚Kalküls der Antigone‘ in den Blickpunkt des Interesses gerückt ist, bei Herodot und in indoiranischen Quellen sowie im Zusammenhang mit der Dareiosinschrift von Bisutun. Im zweiten Teil des Buches folgen

dann ebenso übergreifende Untersuchungen zu den Novellen-Motiven „Die Witwe von Ephesus“, „Der König, der kranke Prinz und der kluge Arzt. Eine hellenistische Novelle in kaiserzeitlicher Brechung“ (zu Variationen des Themas bei Plutarch, Valerius Maximus, Appian, Lukian und Aristainetos). Der dritte und letzte Teil bietet eine eigene Abhandlung zur Literaturform des ‚griechischen Romans‘ und zwei Einzelinterpretationen: „Chariton von Aphrodisias und die Theorie des Romans in der Antike“ und „Der Romanheld als Rätsellöser in der *Historia Apollonii regis Tyri*“.

Die Texte fügen sich zu einem Ganzen, und es verbinden sich jeweils Gelehrsamkeit und strenge Kontrolle der Quellen mit einer gut lesbaren und bereichernden Gesamtdarstellung: Wie schon die vor einigen Jahren erschienenen Kleinen Schriften M.s ist auch dieses Buch eine wichtige Quelle für die Interpretation griechischer Texte (vgl. C. W. Müller, Kleine Schriften zur antiken Literatur und Geistesgeschichte, Stuttgart-Leipzig 1999, dazu: WSt 115 [2002], 356/357).

Herbert Bannert

Franco Ferrari, *Una mitra per Kleis. Saffo e il suo pubblico*. Pisa: Giardini editori 2007. 227 S. Ill. (Biblioteca di «Materiali e discussioni per l'analisi dei testi classici». 19.) ISSN 1828-8707 ISBN 978-88-427-1468-2

Ausgehend von einem ‚politischen‘ Gedicht Sapphos, in dem die Dichterin begründet, warum sie ihrer Tochter Kleis die gewünschte lydische Mitra nicht beschaffen kann, und einer Darstellung der Fakten zur Verbannung und deren Zusammenhängen mit den offenbar sehr rasch aufeinander folgenden Herrscherfamilien in Lesbos (den Kleanaktiden, Pittakos), gibt F. eine Darstellung von Sapphos Lebensumständen und eine genaue Untersuchung der Abfolge der Ereignisse, gewonnen aus einer neuen Überprüfung der Zusammenstellung verschiedener Fragmente des Gedichts und unter Einbeziehung anderer Texte, die auf Sapphos Abwesenheit von Lesbos schließen lassen. Es folgen Kapitel über die ‚Schule‘ der Dichterin, ihre Konkurrentinnen, über die Stoffe und Inhalte der Gedichte, über Vasenbilder mit Darstellungen Sapphos. Es geht weiter mit eingehenden Besprechungen der einzelnen Liedgattungen (Hochzeitslieder, Festgesänge, Preislieder) und, gesehen von der anderen Seite, der Anlässe und Festveranstaltungen, zu denen Sappho Lieder anfertigte. Ein Buch mit sehr guter Darstellung der Wirkung der Dichterin, aus den Texten gearbeitet und mit der Auswertung sonst übersehener Informationen.

An den Schluss gesetzt ist eine medizinische Einordnung der detaillierten Beschreibungen körperlicher Zustände, wie Sappho sie im Gedicht fr. 31 (φαίνεται μοι κῆνος) beim augenblicklichen Erschrecken in der (beobachteten) Situation von Eifersucht beschreibt, und in den neuen Stücken auf einem Kölner Papyrus, die fr. 58 ergänzen und ab 2004 veröffentlicht wurden (ὑμμες πέδα Μοισαν, von M. L. West rekonstruierter Anfang) mit der Beschreibung von Alter und Erscheinungen des Alters, einem ja auch sonst bekannten Topos aus Sapphos Gedichten. F. versucht vielleicht allzu sehr, die Zustandsbeschreibungen als pathologisch zu fassen und mit medizinischen Symptombeschreibungen zu vergleichen – denn das liegt gewiss nicht in der Absicht der Dichterin. Wichtig aber ist, dass auch F. neuerlich die Ansicht zurückweist, es handle sich bei fr. 31 um ein Hochzeitslied, eine Ansicht, bei der nie klar geworden ist, welche Rolle welcher der drei Personen zuzuweisen wäre. Es handelt sich auch hier, wie so oft bei Sappho, um das Durchspielen einer archetypischen Situation, einer Situation, die zu bestehen Sapphos Schülerinnen lernen sollen. (Zu 16 Anm. 2: Die ‚anakreonische‘ Trinkschale des Brygos mit der Darstellung von Flötenspielerinnen und Symposiasten hat die Signatur J. Paul Getty Museum 86.AE.293; die Mäner tragen lange Chitone und offensichtlich eine Mitra.)

Herbert Bannert

Αλεξάνδρα Ροζοκόκη, Ἀνακρέων. Εἰσαγωγή - Κείμενο - Μετάφραση -Σχόλια. Ἀθήναι: Ἀκαδημία Ἀθηνῶν 2006. 62*, 300 S. (Βιβλιοθήκη Α. Μανούση. 9.) ISBN 960-404-085-5 ISSN 1106-5931

Diese sorgfältig gearbeitete, neue Ausgabe mit umfassendem Kommentar der nunmehr insgesamt (inkl. Epigramme) 205 Fragmente des Anakreon von Teos ersetzt (und ergänzt, da neue Papyrusfunde einbezogen sind) die Ausgaben von Bruno Gentili (1958) und Martin L. West (1973). R. hat in der Einleitung alles zusammengestellt, was sich auf Anakreons Leben und Wirken beziehen lässt, denn es verhält sich bei dem Mann aus Teos – wie bei manch anderem – so, dass seinem Ruhm in der Antike, der ihn unter Hipparchos auch nach Athen gebracht hat, wenige verlässliche Informationen gegenüber stehen (R. hat 26 Testimonien gesammelt). In der erschöpfenden Bibliographie sind alle wesentlichen Ausgaben, Übersetzungen, Monographien und sonstigen Arbeiten zusammengetragen, beginnend mit der Stephanus-Ausgabe von 1554.

Der Text ist aus den Quellen erarbeitet, umfangreiche Apparate dokumentieren die vorhandenen Reste (bes. bei den Papyrustexten) und die Arbeit am Text (der durch eine neugriechische Übersetzung erschlossen wird). Besonders verdienstvoll ist der Kommentar: zu den Informationen über die Quellen und die Erstellung bzw. Verbesserung der Texte treten metrische Analysen, Literaturangaben, sprachliche und motivische Parallelen, und Sacherklärungen (zu fr. 12 R. = 33 Gentili = 356 PMG eine aufschlussreiche Doxographie zum Mischungsverhältnis Wein-Wasser: 175; die seit einiger Zeit angezweifelte Echtheit von fr. 53 R. = 36 Gentili = 395 PMG πολλοὶ μὲν ἡμῖν ἤδη κρόταφοι kann von R. nicht bestätigt werden).

Herbert Bannert

Arne Feickert, Euripidis Rhesus. Einleitung, Übersetzung, Kommentar. Frankfurt am Main: Peter Lang 2005. XXXII, 423 S. (Studien zur klassischen Philologie. 151.) ISBN 3-631-54035-3 ISSN 0172-1798

Diese umfangreiche Heidelberger Diss. (betreut von D. Furlley und H. Görge-mann) füllt eine schmerzliche Lücke: sie bietet den lange erwarteten Kommentar zum Rhesus, einem Drama, das unter dem Namen des Euripides überliefert ist. F. richtet sich nach dem Text der Teubner-Ausgabe Zanettos, mit deren Lesarten er sich im Kommentar auseinandersetzt, und er bietet nur eine (manchmal etwas frei anmutende) Übersetzung. Die Arbeit ist dreigeteilt: Einleitung, Übersetzung, Kommentar. Ein ausführliches Literaturverzeichnis beschließt das Werk (das über keine Indices verfügt). Unter den Literaturangaben gehen einige große Euripideskommentare ab (z. B. die Helena R. Kannichts); neben Barretts Hippolytos finden sich nur einige Stücke der ‚kleinen Oxford-Reihe‘.

Die Einleitung gibt zuerst einen knappen Überblick über den Mythos vor dem Rhesos (1ff.), es schließt die Besprechung der vorliegenden Tragödie an (6ff.): Inhalt und Vergleich mit der Dolonie, das Personal, die Fabel (d. h. die Strukturierung des Dramas); Interpretation aufgrund der eigenen Untersuchungen. Zusammenfassend schreibt F.: „Der Rhesus ist also keine Tragödie, die auf dem menschlichen Versagen aufbaut. Sein Interesse gilt der Art und Weise, wie göttliche und menschliche Sphären ineinander greifen: Das Handeln eines Gottes führt zu einem Verlauf einer Kausalkette, die für den Menschen nicht nachvollziehbar ist und von ihm mangels besseren Wissens als Zufall bezeichnet wird“ (39). Im Kapitel über den Text (40ff.) wird die unumgängliche Echtheitsfrage gestellt. Aufgrund seiner Analysen kommt F. letztlich zu einem negativen Ergebnis (54): er plädiert für einen Ansatz zu Anfang des 4. Jh. Meiner Meinung nach hat F. bei der Beurteilung dieser Frage erkennbare Imitationen in der

Feinstruktur zu wenig berücksichtigt (wie sie z. B. Fraenkel in seiner Gnomon-Rezension zu Ritchies Buch nachgewiesen hat). Der Kommentar gibt jeweils inhaltliche und (wo nötig) metrische Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln; es finden sich hier allenthalben umfangreiche Beiträge zur Textgestaltung, zur inhaltlichen Interpretation, zur Dramaturgie sowie reiches Material zu Sprache und Stil.

Einige Bemerkungen zum Kommentar, die sich bei der Lektüre ergeben haben.

Vers 16: Zur Antilabe vgl. IA. 3 (Rez. ad loc; Imitationsverdacht); Diggles Streichung der Verse 16–18 sollte zumindest erwähnt werden. – Vers 103 θεοῦ διδόντος ist sehr unklar konstruiert; steht vielleicht πολεμίουσ ἀπὸ κοινοῦ gebraucht? – Vers 110: Hier wurde mit Recht Musgraves φλέγειν übernommen. – Vers 122: χερί (so auch Zanetto) scheint mir kaum tragbar; ich würde mit Diggle von OGv θράσει übernehmen. – Vers 151ff.: Dolons Forderung ist doch einfach unverschämt und in tragischem Kontrast zu seinen Fähigkeiten; auch angesichts der Verse 192 und 219ff. sollte auf die offenkundige (tragische) Ironie und die Hybris Dolons hingewiesen werden. – Vers 154f.: Das schwierige κίνδυνον ... ῥίψας wird als Metapher (vom Würfelspiel genommen) erklärt. – Vers 162f. sollte man auf die kunstvolle Wortstellung hinweisen (die den Inhalt ‚abbildet‘). – Vers 179: F. scheint sich für λαβών (O) und gegen das allgemein akzeptierte παρών zu entscheiden; es würde sich um ‚koinzidenten Gebrauch‘ des Partizips handeln. – Vers 202: ἐφέστιος scheint doch darauf hinzudeuten, dass Dolon sich zuerst nach Hause (also in die Stadt) begibt; wahrscheinlich sollte man hier nicht zu genau nachrechnen. – Vers 210f. bedürfte einer genauen Erklärung. – Vers 219 wird Wilamowitz’ γε überzeugend begründet. – Vers 267: Hier sollte ποιμνας (im Sinne von περὶ ποιμνῶν?) erklärt werden (vgl. Vers 270 und die Übersetzung). – Verse 328–341: Hier haben Diggle und Zanetto ganz unterschiedliche Umstellungen vorgenommen, die eingehender besprochen werden sollten (an der Übersetzung erkennt man, dass F. der Reihenfolge Diggles folgt). – Vers 342: F. bietet bei religionsgeschichtlich relevanten Themen ausführliche Diskussionen: neben Adrasteia (342) z. B. auch zur Mutter des Rhesos, der Muse (349), zu Φαναίος (355) und zu Βάκχου προφήτης (971ff.). – Vers 373 will F. das überlieferte κώλοισ halten (besser πώλους Diggle und Zanetto mit Reiske). – Vers 465 wird richtig für ὄτω (ὄπως Zanetto) plädiert. – Vers 518: Hier würde ich Kirchhoffs καταλίσθητι übernehmen: erst spricht Hektor den Rhesos an und gibt ihm die Parole, dann den Chor. – Astronomika genießen das besondere Interesse des Rhesos-Dichters, des Euripides (vgl. die Hypothesis zum Rhesos) und des Verfassers dieses Kommentars. Dieser stellt hier zur Diskussion, dass der Dichter über die astronomischen Daten (natürlich die Athens) informiert war. πρῶτα σημεῖα (528f.) beziehen sich dann (vgl. das Scholion) auf die ersten Sterne im Bild des Skorpions, und dies spreche für einen Ansatz der Handlung auf Ende Mai. Dies wird belegt und ausführlich dokumentiert in der Appendix II, hergestellt vom astronomischen Rechenzentrum Heidelberg. – Vers 594 εἶ δ’ εἴη τυχεῖν (mit Tmesis von εὐτυχεῖν?) wirkt merkwürdig. – Vers 652 wird wohl mit Recht gehalten (anders Diggle). – Vers 675ff.: In der chaotischen ‚Fluchtszene‘ (Odysseus und Diomedes sind vielleicht sogar als Reiter vorzustellen) ist auch die Replikenverteilung problematisch (jedenfalls sind die Verse 674ff. unter zwei Halbchöre zu verteilen). Die Probleme sind hier noch nicht definitiv gelöst (vor allem die Verteilung der Verse 683–687). – Vers 734: vgl. IA. 1316 πικρὰν ἰδοῦσα Δυσσελέαν. – Vers 790f. scheint sprachlich unbefriedigend (vor allem kann man δεσπότην ... νέου nicht zusammennehmen). – Vers 875f. wirkt sehr merkwürdig (κομπεῖς!); vielleicht sind, anschließend an die sekundäre Überlieferung im Christus Patiens, die Worte οὐ γὰρ ... κομπεῖς zu streichen. – Vers 888: φοράδην πέμπει (die Muse mit dem Leichnam) könnte sich vielleicht auf den Einsatz des Kranes beziehen. – Vers 961: ἀπέρχεται ist schwach, sollte zumindest besprochen werden. – Vers 982: Mit diesen Worten verschwindet die Muse. Die abschließende, optimistische Aus-

sage Hektors vermag das böse Omen nicht wettzumachen, unter dem die Sache Trojas jetzt steht. – Vers 989: στρατόν ist nicht zu halten (τάφρον Diggle mit Jacobs).

Insgesamt ist der Kommentar vielseitig und gut informiert. Störend wirkt – zumindest für den Rez. und sicherlich für so manche Benutzer nicht-deutscher Muttersprache – die Unzahl der teilweise völlig unverständlichen Abkürzungen, die man dann in dem viel zu umfangreichen Abkürzungsverzeichnis (16 S.) aufspüren muss (ich erwähne nur e. g. Rn. [= Randnummer]; i. E. [= im Ergebnis]; a. A. [= andere Ansicht], usw.).

Walter Stockert

Χριστίνα Β. Δεδούση, Μενάνδρου *Σαμία*. Εισαγωγή - Κείμενο - Μετάφραση - Ὑπόμνημα. Ἀθήνα: Ἀκαδημία Ἀθηνῶν 2006. XIV, 40 + 328 S. (Ἀκαδημία Ἀθηνῶν. Βιβλιοθήκη Α. Μανούση. 8.) ISBN 960-404-086-3

D. hat bereits im Jahre 1965 eine kommentierte Edition der Samia publiziert, die im Wesentlichen auf dem ersten großen Fund, dem Papyrus Cairensis, beruhte. Der große Neufund, der Papyrus Bodmer, der neben Teilen der Aspis und dem fast vollständigen Dyskolos auch große Partien der Samia enthält (nur bei diesem Menanderdrama kann man sich seither auf zwei umfangreiche Papyri stützen) hat die Textgrundlage entscheidend verbreitert und zudem zu einer Fülle von Arbeiten zu Text und Interpretation des Dramas geführt. Und so hat sich D. (und zwar schon knapp nach dem Bekanntwerden des Neufundes im J. 1969) entschlossen, dieses Projekt neuerlich in Angriff zu nehmen. Sie durfte übrigens in den Papyrus Bodmer selbst Einsicht nehmen und überrascht in Apparat und Kommentar immer wieder mit eigenen Lesarten.

Das Buch ist dreigeteilt: Einleitung; Text und Übersetzung; Kommentar, und es wird von einer Bibliographie und drei Indizes beschlossen. Zudem weist es drei schöne Abbildungen (Menander mit Glykera und Komoidia; Szene aus dem ‚Haus von Mytilene‘; Schlussseite des Papyrus Bodmer) auf. Die Einleitung (3*–39*) bietet nach einem Kapitel zur Neuen Komödie Menanders eine Abhandlung über das Schicksal der Samia (über die beiden großen Papyri und die anderen Quellen); zum Inhalt des Dramas; zu den Figuren der Handlung (das Ethos der Figuren wird umfassend dargestellt); zum Chor; ausführlich zu Sprache und Stil: D. insistiert darauf, dass Menander nicht die Sprache der einzelnen Figuren variiert, dass sie vielmehr durch stilistische Variation ausgezeichnet sind (z. B. Nikeratos durch hyperbolische Wendungen; eine gewisse Variation im Lexikon der Figuren wird ebenfalls festgestellt). Verschiedene sprachliche Erscheinungen der Feinstruktur (u. a. Doppelformen; attische, jonische und archaische Formen) werden gesondert dokumentiert. Auf den Seiten zur Chronologie kann D. keine genaue Datierung anbieten, entscheidet sich aber letztlich für eine Zeit um 310. Abschließend steht ein Kapitel zur Überlieferung der Samia. – Der Text ist von einem reichen kritischen Apparat begleitet; auf der gegenüber liegenden Seite steht jeweils die (neugriechische) Übersetzung. – Der Kommentar ist reichhaltig und enthält Diskussionen zu allen Problemen der Überlieferung. Es werden eigene Vorschläge zur Textgestaltung gemacht, die zumeist gut begründet sind. Sprachliche Besonderheiten sind ebenso dokumentiert wie die so genannten ‚Realien‘ des Athener Lebens (z. B. Juristisches; Religiöses). Im Hinblick auf die Dramaturgie des Dramas wird jede Szene zusammenfassend besprochen und dadurch die Lesbarkeit des Kommentars, zumindest für den griechischen Benutzer, gefördert.

Im Folgenden einige Bemerkungen zum Kommentar: Vers 13: οὐδέν wirkt schwach; es müsste sich m. E. bereits auf seine ‚Tat‘ beziehen, von der erst später die Rede ist. – Vers 19: ἄγω γάρ πως σχολήν ist die – vielleicht nicht ganz zufrieden stellende – Motivierung dafür, dass Moschion alles ab ovo erzählt; wirklich Komisches kann ich hier nicht finden. – Vers 38: Statt des]αι, welches Jacques gelesen hatte, liest D. ein]η, also αὐτ]η; freilich wäre der Plural

wünschenswert; auch Vers 39 liest D. anders: statt Sandbachs ὡς ἔτυ]χέ γ' schreibt sie ὑπὸ νό]κτα γ'. – In der Lücke von Vers 56 wird meist ein Hinweis darauf vermutet, dass auch Chrysis ein Kind geboren hat (das aber nicht überlebt hätte): gemäß Vers 78 soll sie das Kind der Nachbarstochter stillen (hier steht allerdings nur τρέφειν); ebenso 265f. (hier eindeutig διδοῦσαν τερθιον). D. erwägt, ob die Frau das Kind vielleicht nur zum Schein stillt. Insgesamt ist das Problem der Lücke wohl noch nicht gelöst. – Vers 98: Hier würde ich die leichte Änderung (ιχθύες zu ιχθύς) allemal dem zerrissenen Anapäst vorziehen. – Vers 115ff.: Für die schwierige Personenverteilung wurde eine ansprechende Lösung gefunden. – Vers 132: Wie die Schwangerschaft der Tochter des Nikeratos könnte auch die der Chrysis während der Abwesenheit der Väter anzusetzen sein: Demea müsste also nichts davon gewusst haben. – Vers 136: Mit κενόν wird in die Lücke eine neue, brauchbare Ergänzung eingesetzt (μιαρόν Arnott). – Vers 142 b–m: hier hat D. einige neue Lesungen beigetragen. – Vers 192 wird wegen der Anrede Δημέα richtig dem Nikeratos gegeben (Sandbach und Arnott: Parmenon). – Vers 354f.: sehr gründliche Besprechung des polysemen ἀνείλετο (mit Hinweis auf den Kommentar aus dem Jahr 1965). – Vers 386: Die Wahl von τίς (scil. γυνή) ἔστιν erscheint mir unglücklich. – Vers 412: D. gibt eine gute Darstellung über die Charakteristik mit ἡδύς. Hier im Kontext erscheint mir – gegen D. – nur etwas wie „Demeas ist aber gut“ (ironisch gesprochen) am Platz (wie bei der zitierten Platonstelle Gorg. 491E). – Vers 508f.: ausführlich über die μοιχεία und die Folgen für Mann und Frau (die einschlägigen Bücher von Todd [The Shape of Athenian Law] und Scafuro [Forensic Stage] wären bei derartigen juristischen Problemen von Nutzen gewesen; ebenso z. B. 717f.). – Vers 674: Hier spricht das Metrum nicht gegen πύρι; natürlich aber die sprachliche Überlegenheit von φλογί. Die schwierige Überlieferungslage des Verses wird genau analysiert und eine zumindest diskussionswürdige Lösung vorgeschlagen. – Vers 719ff.: Dass Moschion hier das Schwert zieht, um sich zu wehren, erscheint mir ganz unglaublich. Nikeratos will einfach, dass er die Waffe ablegt, als Hinweis darauf, dass er von seiner Absicht, ins Feld zu ziehen, ablässt (so z. B. Arnott).

Walter Stockert

Nonno di Panopoli, Parafrasi del Vangelo di S. Giovanni. Canto tredicesimo. A cura di Claudia G r e c o. Alexandria: Edizioni dell'Orso 2004. 176 S. ISBN 88-7694-744-2

Der Band, ein weiterer Teil der Serie kommentierter Editionen der Paraphrase, behandelt das Letzte Abendmahl. In einer ausführlichen Einleitung geht G. zunächst auf die theologischen Inhalte der Fußwaschung, der Vorhersage von Judas' Verrat und der Einsetzung der Eucharistie ein, die Nonnos in seiner Darstellung mit einer eigenen Deutung versieht. Auch die jeweils zugrunde liegenden Quellen für die theologische Interpretation werden ausführlich erörtert: so folgt Nonnos z. B. in seiner Beschreibung der Fußwaschung einer Deutung des Kyrillos, der in ihr einen Verweis auf die Taufe sieht (20); auch im Zusammenhang mit dem durch Jesus prophezeiten Judasverrat wird Kyrillos als Quelle genannt (22). G. erörtert weiters Impulse und Quellen heidnischen Ursprungs, wie etwa – besonders interessant – neuplatonische Deutungen der Fußwaschung. Der zweite Teil der Einführung ist den Details von Vokabular, Grammatik und Syntax gewidmet und vor allem den Anpassungen des Koiné-Griechisch an die epischen Erfordernisse, die Nonnos vornehmen musste. Im dritten Teil geht G. auf Sprache und Stil des Textes ein und behandelt auch Nonnos' Faible für ausgefallenes Vokabular. Es folgen eine kurze metrische Analyse und Angaben zur Handschriftentradition. Die Textedition ist mit einem kritischen Apparat und einer italienischen Übersetzung versehen. Zum besseren Vergleich mit der biblischen Vorlage werden von der Autorin die

entsprechenden Stellen des Evangelium secundum Ioannem fortlaufend zitiert. Ein sehr hilfreicher Kommentar, der die Quellenlage, literarischen Vorbilder, theologischen Interpretationen und auch Fragen der Textkritik noch einmal und in aller Ausführlichkeit erläutert, beschließt die Ausgabe.

Nina Aringer

Zur griechischen Medizin

Hippokrates, Über die Natur des Kindes (*De genitura* und *De natura pueri*). Herausgegeben, ins Deutsche und Italienische übersetzt und textkritisch kommentiert von Franco Giorgianni. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 2006. XIII, 362 S. 6 Abb. (Serta Graeca. 23.) ISBN 13: 978-3-89500-493-3

Die beiden in den mittelalterlichen Handschriften getrennt überlieferten Werke des Corpus Hippocraticum gelten, vor allem wegen der für eine wissenschaftliche Abhandlung charakteristischen Querverweise über die Grenzen der Texte hinaus, seit Émile Littré als ein Werk, obwohl ein einheitlicher Titel nicht überliefert ist. Die Schrift enthält eine zusammenfassende Darlegung einer Entwicklungstheorie des menschlichen Embryos, aufgeteilt auf Beschreibungen mit empirischen Folgerungen über die Entstehung des Samens, die Physiologie und Funktion des Uterus und die Ursachen für die angenommene ‚Spaltung‘ des Samens, die schließlich zu Zwillingsgeburten führt. Eine besonders heikle Aufgabe stellt sich dem Hg. bei der Bestimmung des Autors und damit der Datierung des Texts. G. legt die schon von Galen zum selben Problem entwickelten Methoden zugrunde und kommt, in Übereinstimmung mit Vorarbeiten zur Bestimmung verschiedener Schichten im Text des Corpus, zu keinem endgültigen Schluss, kann aber der Vermutung von Hermann Grensemann zustimmen, dass die Schriften gynäkologischen und embryologischen Inhalts vermutlich auf einen Verfasser zurückgehen („Autor C“). Die Datierung ist jedenfalls vor Aristoteles anzusetzen.

G. legt in einer ausführlichen Zusammenschau die physiologischen Hintergründe der vorliegenden Schrift(en) und der anderen Texte des vermuteten „Autors C“ dar und bestimmt damit den medizinischen Status. Es folgen Abschnitte über die Rezeption des Werks in Antike und Mittelalter und schließlich die ausführliche Beschreibung der Textgrundlage: die beiden ältesten Überlieferungsträger M (Marcianus Graecus 269, s. X) und V (Vaticanus Graecus 276, s. XII) sind auch für den vorliegenden Text die Hauptzeugen, und für die recentiores kann G. einige Unklarheiten beseitigen; dazu kommt die Nebenüberlieferung, Werke aus den Corpora des Hippokrates und Galen, ein Fragment aus einem Kommentar zu *De genitura/De natura pueri* des Hippokrateskommentators Johannes von Alexandria (7. Jh.) und, zum ersten Mal ausgewertet, das Werk des byzantinischen Arztes Theophilus Protospatharios (9./10. Jh.), *De corporis humani fabrica*, der mehrere Kapitel aus *De genitura/De natura pueri* wörtlich zitiert oder paraphrasiert und daher zur Erstellung des Texts herangezogen werden muss. – Den Hauptteil der Arbeit bildet der neu erstellte Text, der erste nach der Ausgabe von Robert Joly (Paris 1970), mit ausführlichen Apparaten (Textkritik, Similia) und einem davon getrennten textkritischen Kommentar (keinem Sachkommentar) mit weiteren Angaben zur Texterstellung und zur Sprache des Traktats. Ein Wortregister und Indices dienen der Benützung, die Zusammenstellung der Literatur verweist auf die Forschungsgeschichte.

Die Arbeit, ursprünglich eine Hamburger Diss. bei Klaus Alpers und Hermann Grensemann, bietet einen sicheren und überlegt begründeten Text und stellt damit die Basis für weitere philologische und medizinhistorische Arbeiten zur Verfügung. Und auch die Bezeichnung ‚zweisprachige Ausgabe‘ bekommt eine neue Bedeutung: neben der deutschen Übersetzung enthält der Band auch die erste italienische Übersetzung der Schrift(en).

Herbert Bannert

Anargyros Anastassiou - Dieter Irmer, Testimonien zum Corpus Hippocraticum. Teil I: Nachleben der hippokratischen Schriften bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. unter Einschluß des Caelius Aurelianus sowie der Kompilatoren Oreibasios, Aëtios aus Amida, Alexandros aus Tralleis und Paulus aus Aigina. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006. LXXXVII, 579 S. ISBN 13: 978-3-525-25814-9 ISBN 10: 3-525-25814-3

Dieser erste Band mit den Belegen zu den Texten des Corpus Hippocraticum selbst schließt das große und verdienstvolle Werk der Aufarbeitung der Sekundärüberlieferung der hippokratischen Schriften mit den Autoren des 5. Jh. v. bis zum 3. Jh. n. Chr. ab; das Corpus Galenicum wurde in den beiden anderen Bänden (erschienen 1997 und 2001) ausgewertet (vgl. WSt. 118 [2005], 250). Wie schon zuvor war es auch in diesem Band das Bestreben der Bearbeiter, die Nebenüberlieferung des Corpus Hippocraticum in Form von Zitaten, Paraphrasen oder Bearbeitungen, sowohl in der medizinischen als auch in der nicht-medizinischen Literatur, vollständig zu dokumentieren.

In einer umfassenden Quellenübersicht sind zuerst die verschiedenen Arten und Dokumente der Sekundärüberlieferung zusammengestellt, kommentiert und mit Angaben zum Stand der Forschung versehen, ein Bericht über die Untersuchungen zur Nachwirkung der hippokratischen Schriften (Quellenfragen zum Corpus Hippocraticum finden sich seit dem späten 19. Jh. ausgearbeitet). Die ausführliche und umfassende Bibliographie dokumentiert den derzeitigen Stand der Forschungen zur antiken Medizin und ihren Quellen.

Der Name des Hippokrates wird zuerst bei Platon, Protagoras 311b/c und Phaidros 270c/d genannt, bei Aristoteles an einer einzigen Stelle (Politik 7,4, 1326a13–16). Dennoch sind Platon und Aristoteles von Vorstellungen geprägt, die auch manchen Darstellungen und Formulierungen im Corpus Hippocraticum nahe kommen, doch kann ein direkter Einfluss wenigstens für Platon weitestgehend ausgeschlossen werden, weil die vergleichbaren Aussagen meist Vorstellungen betreffen, die als Allgemeinut der Gebildeten gelten können. Dennoch sind Platonstellen in die Sammlung aufgenommen, erhielten aber, da eine Abhängigkeit direkt oder über eine gemeinsame Quelle nicht nachgewiesen werden kann, von den Hg. den Status von Similien zugewiesen. Ähnliches gilt erstaunlicherweise auch für den Arztsohn aus Stageira, der nach der Entstehungszeit der meisten Texte aus der Hippokratessammlung schrieb, denn auch für Aristoteles kann direkte Abhängigkeit nicht erwiesen werden. Und weiter: Weder für Herodot noch für Thukydides (trotz der in medizinisch geprägter Sprache geschriebenen Abschnitte, wie z. B. der Pestbeschreibung), noch für Sophokles, Euripides (vgl. fr. 917 Kannicht; S. 54) und Aristophanes lässt sich eine direkte Abhängigkeit nachweisen; es liegt in allen Fällen der Gebrauch einer gemeinsamen Sprachebene vor, und viele Texte des Corpus waren ja auch weniger für den Fachmann als vielmehr für den Laien bestimmt (die Erhaltung der Gesundheit war zuerst die Aufgabe jedes Einzelnen). Dichter werden die Zitate naturgemäß ab der Zeit des Hellenismus, denn es entstehen Kommentare und später auch Editionen der Schriften des Corpus, deren Verfasser Ärzte und Laien gleicher-

maßen sind (ausgewertet sind griechische und lateinische Quellen von der Zeit des Hippokrates bis zum 3. Jh. n. Chr.); vervollständigt und zusätzlich wertvoll wird die Sammlung durch die Einbeziehung des Methodikers Caelius Aurelianus (5. Jh. n. Chr.) und seiner Übersetzungen griechischer Medizintexte (vor allem der verlorenen Werke des Soranos aus Ephesos), sowie der Texte der vier großen Kompilatoren, der Verfasser medizinischer Sammelwerke der Spätantike, deren Quellen als alt und gut gelten: Oreibasios (4. Jh. n. Chr., tätig in der Umgebung des Julianus Apostata; die *Ἱατρικαὶ συναγωγαὶ* sind ein medizinisches Lexikon und bestimmen weitgehend das Wissen der folgenden Jh.), Aëtios aus Amida in Mesopotamien (6. Jh.; Quellen: Galen, Oreibasios, Rufus aus Ephesos, Hippokrates), Alexandros aus Tralleis in Lydien (6. Jh.; geringe Abhängigkeit von Oreibasios), und schließlich die medizinische Enzyklopädie des Paulos von Ägina (7. Jh. n. Chr.; Quellen: Oreibasios, Galen, Hippokrates).

Das gesammelte Material ist nach den Schriften des Corpus Hippocraticum in alphabetischer Reihenfolge geordnet (zu einigen Schriften konnten keine Zeugnisse ermittelt werden: S. XXXVII). Die Testimonien sind ausgeschrieben, soweit der Zusammenhang es verlangt, die Textgestaltung wurde überprüft und jeweils mit Informationen zum Stellenwert der Schrift und zur Frage des Autors versehen, alles sehr sorgfältig gearbeitet, ausführlich und umfassend informierend. (Wiederholungen und die formelhaft wirkende Bestimmung der jeweils ältesten Belege erklären sich durch die Anlage des Verzeichnisses: jeder Eintrag soll für sich gelesen, das Ganze als Nachschlagwerk benutzt werden können.) Die oft umfangreichen Berichte über einzelne Schriften des Corpus Hippocraticum, ihre Bezeugung in der Antike, ihre Entstehung und Beurteilung, Textüberlieferung und Edition machen das Buch zugleich auch zu einem Arbeitsinstrument für die Kenntnis der Hippokratetexte überhaupt. Zur Ergänzung beigegeben sind schließlich noch in zwei Anhängen „In der Hippokratischen Schriftensammlung nicht lokalisierbare Testimonien“ und „Nachrichten über Hippokrates und die Hippokratische Schriftensammlung“, also Angaben zur Biographie des Hippokrates, Zeugnisse zur Schriftensammlung, deren Anordnung und Sprachform, und ein Namensindex antiker Editoren, Kommentatoren und Glossatoren.

Das nunmehr dreibändige Werk bietet Informationen zum Corpus Hippocraticum und zu den *medici auctores*, es ordnet die Überlieferungsstränge der Texte, es bildet ein verlässliches Nachschlagwerk für die Geschichte des medizinischen Schrifttums und für die Kenntnis der Entstehung und Wirkung der Texte.

Herbert Bannert

Galeno, Sobre la composición de los medicamentos segun los lugares. Libro II. Introducción, traducción, notas e índices por Germán Santana Henríquez. Las Palmas de Gran Canaria: Servicio de Publicaciones de la Universidad de Las Palmas de Gran Canaria 2005. 157 S. ISBN 84-96502-26-0

Der griechische Text dieser Leseausgabe des zweiten Buches von Galens Schrift *De compositione medicamentorum secundum locos* ist aus dem 10. Band der Ausgabe von Carolus Kühn kopiert und mit einer spanischen (castellano) Übersetzung versehen (die im Titel angegebenen „notas“ beschränken sich auf das Allernötigste). Der Text Galens kann als Einführung in die Pharmakotherapie gelesen werden und bringt auch die Grundelemente von Galens Phytopharmakologie (die Pflanzennamen sind in einem Index zusammengestellt, allerdings nicht identifiziert).

Herbert Bannert

Eugenio Padorno - Germán Santana Henríquez (eds.), *El cuerpo. Las Palmas de Gran Canaria: Servicio de Publicaciones de la Universidad de Las Palmas de Gran Canaria 2005. 197 S. ISBN 84-96502-24-4*

Der Band dokumentiert eine Tagung im Oktober 2004, in der die Semantik des Begriffs *corpus* in der Literatur behandelt wurde. Hervorzuheben sind die umfangreichen Beiträge zum Ideal oder zur Integrität des Körpers bei Galen (Germán Santana Henríquez über das zweite Buch von *De compositione medicamentorum secundum locos*, für das er auch eine Leseausgabe mit Übersetzung gemacht hat; s. o.) und über Stereotypen weiblicher Schönheit in der römischen Literatur (Antonio María Martín Rodríguez). *Herbert Bannert*

* * *

A. J. Boyle, *An Introduction to Roman Tragedy*. London-New York: Routledge 2006. XII, 303 S. ISBN 0-415-25102-8 (hardback) ISBN 0-415-25103-6 (paperback)

Wie der Autor in seinem Vorwort vermerkt, hat die römische Tragödie (mit Ausnahme Senecas) seitens der Forschung bisher eine mehr als stiefmütterliche Behandlung erfahren: Immer noch fungiert O. Ribbecks Buch ‚Die römische Tragödie im Zeitalter der Republik‘ aus dem Jahre 1875 als Standardwerk für die republikanische Tragödie. Ein besonderes Anliegen dieser ‚Einführung‘, die insgesamt recht ausführlich gestaltet wurde, ist es, die römische Tragödie in den Kontext der politischen, sozialen und kulturellen Entwicklung Roms von der Zeit der punischen Kriege bis in die Zeit der Flavier zu stellen. Dazu tritt ein besonderes Interesse für metatheatralische Aspekte (inspiriert auch von M. Erasmus Buch: *Roman Tragedy: Theatre to Theatricality*, Austin, Texas 2004).

In einem einleitenden Kapitel ‚Staging Rome‘ wird die dramatische Produktion Roms im Zusammenhang mit einem allgemeinen Hang zur ‚theatricality‘ gesehen: B. weist besonders auf das Gepränge der römischen Begräbnisse und Triumphzüge hin, aber auch auf andere religiöse Anlässe wie etwa das pomphafte Auftreten der Beamten. Im Weiteren werden die Vorgeschichte des römischen Dramas (im Zusammenhang mit der berühmten Liviusstelle 7,2) und die Aufführungsbedingungen in Rom abgehandelt. Mit Recht wird die weniger strenge Trennung der dramatischen Genera im Vergleich zu den Griechen unterstrichen, die ihren Ausdruck u. a. darin findet, dass dieselben Dichter Tragödien und Komödien verfassten, auch die Komödien im Gegensatz zu Menander reiche Gesangspartien aufweisen und beide Genres sich an fast identischen metrischen Gesetzen orientierten.

Im Hauptteil des Buches („The Evolution of Roman Tragedy“) werden die Tragiker der republikanischen Zeit vorgestellt und dann mit Seneca der einzige erhaltene Tragiker behandelt. Als Ausklang folgt noch ein Kapitel „The Death of Tragedy at Rome“, anschließend die separat gedruckten, reichlich dokumentierenden Fußnoten, das Literaturverzeichnis und ein Index.

B. präsentiert die republikanische Tragödie in drei Abschnitten: „Founding Fathers“: Livius Andronicus und Naevius; „The Second Wave“: Ennius und Pacuvius; „Tragic Apex“: Accius. Jeder Autor wird nach einem einleitenden Abschnitt über sein Leben und seine Zeit mit den Fragmenten einiger Tragödien (in der Regel 3 Werke, jeweils mit Übersetzung) vorgestellt. Besonderen Wert legt der Autor auf die Herausarbeitung von Stilistica sowie auf den gezielten Einsatz römischer Wertvorstellungen. Im Zusammenhang mit Cn. Naevius weist B. auf die Kontamination auch in der römischen Tragödie hin (37), und er bespricht ausführlich

die bekannte Kontroverse mit den Metellern (53ff.). Den viel zitierten Vers *fato Metelli Romae fiunt consules* stellt er versuchsweise in den Rahmen der Praetexta *Clastidium*. Naevius war ja auch der Schöpfer der sog. *fabula praetexta*, die, gespielt im römischen Gewand, sich ihre Sujets in der römischen Geschichte sucht. Übrigens stellt B. alle bekannten Praetexten der republikanischen Zeit in seinem Buch vor.

Noch stärker wird die Tragödie des Q. Ennius im Zusammenhang mit Politik und Gesellschaft seiner Zeit gesehen, da dieser Autor – wie auch die späteren Tragiker – eher im Sinne der römischen Elite schreibt, wenn er politische und moralische Themen anschneidet (61). B. weist auf die zahlreichen ‚Register‘ der ennianischen Sprache hin, die vom höchsten tragischen ‚Schwulst‘ bis hin zur höchsten Einfachheit reicht. Auch bei ihm ist Kontamination sicher nachweisbar (vgl. auch Terenz, Andr. 16ff.). – M. Pacuvius ist der erste Autor, der nur Tragödien schrieb (87); Quintilian (inst. or. 10, 1, 97) preist ihn als *doctus*; als solcher neigt er u. a. zur Wahl ausgefallener Stoffe. Bei ihm wird das Genre ‚intellektualisiert‘: die griechische Ideenwelt, vor allem auch die Philosophie, findet jetzt ihren Platz auf der Bühne. Aber auch in der Sprache ist Pacuvius innovativ, neigt zu kühnen Neologismen und schwülstig anmutenden Metaphern. Seine Tragödien (insgesamt nur etwa 13) wurden – wie die seines jüngeren Kollegen Accius – bis zum Ausgang der Republik sehr geschätzt und z. B. von Cicero häufig zitiert.

Fiel das Werk des Pacuvius in eine Zeit des Überganges, sind wir mit L. Accius endgültig in einer Zeit der schweren Krisen, des blutigen Kampfes zwischen konservativen und progressiven Kräften (ich nenne nur die Gracchen). B. konstatiert in seinem Werk besonders starke Zeitbezüge. Wie Pacuvius neigt auch Accius zur Innovation und zur Auswahl neuer Stoffe (die Epinausimachie z. B. behandelt einen Stoff der Ilias: den Kampf bei den Schiffen). Sein Stil ist geprägt von rhetorischer Kraft (*vires*) und steht dem Asianismus nahe (113). Der ihm oft vorgeworfene ‚überhitzte, bombastische Stil‘ ist wie später bei Seneca nicht ohne dramatische Funktion. Auch er schreibt im Sinne der römischen Elite; die Konsequenzen von Tyrannei und Auflehnung gegen die legitime Ordnung werden vor Augen geführt. Von diesem Autor werden die Fragmente seines berühmten Atreus (des Jahres 133) und des Tereus (aus dem Jahr 104) vorgestellt, dazu die Praetexta *Aeneadae vel Decius*, die einzige republikanische Praetexta, deren Inhalt durch Fragmente ein wenig kenntlich wird (142).

Einen weiteren Höhepunkt erreicht das Buch mit dem facettenreichen Essay zu den Tragödien Senecas. B. ist davon überzeugt, dass die Dramen für die Aufführung geschrieben wurden (sie werden ja auch bis heute aufgeführt: 192). Die ‚deklamatorische Beredsamkeit‘ Senecas wird in Zusammenhang mit dem Interesse der Zeit an derartigen Deklamationen gesehen. Besonders wird auf die „density of verbal and ideological texture“ hingewiesen (198), sowie auf die viele Dramen strukturierende Metaphorik (z. B. ‚Jagd‘ in der Phaedra). Von Interesse ist bei diesem Autor der dramatischen Spätzeit die Intertextualität, die den Text mit anderen Tragödien Senecas, vor allem aber mit der reichen literarischen Tradition (Tragödie; augusteische Dichtung) verbindet. Großer Wert wird auch auf die metatheatralischen Elemente in den Tragödien Senecas gelegt (208ff.); hier erscheint mir manches ein wenig überinterpretiert (z. B. ‚inszeniert‘ Medea den Gipfelpunkt ihrer Rache an Jason auf schaurige Weise selbst: 215ff.). – Im abschließenden Kapitel wird noch die fälschlich unter dem Namen Senecas überlieferte Praetexta Octavia, das einzige erhaltene Drama dieser Gattung, behandelt (218ff.). Gewisse Besonderheiten (zwei Chöre; Verteilung der Handlung auf mehrere Tage; Abfolge kurzer Szenen) könnten für das gesamte Genus ‚Praetexta‘ charakteristisch gewesen sein.

Von Fehlern scheint das Werk weitgehend frei zu sein. Hier und dort fielen kleinere Versehen in der Metrik auf (z. B. 30: Liv. Ach. fr. 1 ist ein troch. sept., kein jamb. Senar; 44: Naev. Lucurg. fr. 9 sind Vierheber, keine Tetrameter; fr. 11 dürfte ein einfacher Senar, also

ohne Musikbegleitung sein). Überhaupt werden metrische Probleme allenfalls nebenher behandelt. Insgesamt aber wird dieses Buch dem Ziel, eine Einführung in die römische Tragödie zu geben, sehr gut gerecht, und es hat gewiss auch vielen Spezialisten so manches Neue zu bieten.

Walter Stockert

* * *

Studia Ambrosiana. Annali dell'Accademia di sant'Ambrogio, 1 (2007). Milano-Roma: Bulzoni Editore 2007. 216 S. (Biblioteca Ambrosiana.) ISBN 978-88-7870-174-8

Die im Jahr 2003 gegründete Accademia di sant'Ambrogio zur Förderung der Studien zu Ambrosius und seiner Zeit hat ihren Sitz in der Biblioteca Ambrosiana und umfasst derzeit mehr als dreißig Mitglieder aus dem In- und Ausland. Sie eröffnet mit diesem schön gestalteten Band eine jährlich erscheinende neue Reihe, die vor allem der Publikation der Akten der jährlichen Festsitzung der Akademie und des darauf folgenden dies academicus Santambrosiano dienen soll. Der vorliegende Band umfasst neben einer Einführung zur Gründung der Akademie und ihren Statuten den Festvortrag von H. Savon, Lire saint Ambroise aujourd'hui, und die Referate des zweiten dies academicus (gehalten am 3. und 4. April 2006): neben zwei Vorträgen zu Ambrosius (Ch. Somanza, Ambrogio e Egesippo, und F. Braschi, L'Explanatio psalorum XII) findet sich ein Referat zu Simplicianus (C. Pasini, Simpliciano e il vescovo Ambrogio) und vier der Basilica di San Simpliciano gewidmete Beiträge. Beigegeben sind der von F. Braschi im Jahr 2000 gehaltene, bisher nicht publizierte Vortrag: Luoghi e riti per la celebrazione del battesimo in epoca Ambrosiana, der Beitrag von H. Savon, Simplicien, père d'Ambroise in accipienda gratia, und ein Abdruck des 1974 publizierten umfassenden Beitrags des Mailänder Kardinals D. Tettamanzi, Valori cristiani del matrimonio nel pensiero di S. Ambrogio.

Michaela Zelzer

Ambrosiaster, Contre les Païens et Sur le destin. Introduction, texte critique, traduction et notes par Marie-Pierre Bussièrès. Paris: Editions du Cerf 2007. 273 S. (Sources Chrétiennes. 512.) ISBN 978-2-204-08423-9 ISSN 0750-1978

Die beiden Abhandlungen Adversus paganos und De fato sind die bekanntesten aus dem 127 (oder 150) Traktate umfassenden Corpus Quaestiones veteris et novi testamenti, das, im Mittelalter unter dem Namen des Augustinus verbreitet, heute dem in Rom unter Papst Damasus wirkenden Verfasser des ersten lateinischen Paulusbriefkommentars zugeschrieben wird. Da dieser Kommentar bis zum Ende des 17. Jh. als Werk des Mailänder Bischofs Ambrosius galt, wurde für den unbekannt, rätselhaften Autor des Kommentars und der Quaestiones die Bezeichnung Ambrosiaster gebildet (die sich erstmals in der Ambrosius-edition der Mauriner aus dem Jahr 1690 findet und nicht, wie früher angenommen, auf Erasmus zurückgeht; vgl. 32). Der lateinische Text dieser beiden apologetisch-polemischen Abhandlungen (Nummer 114 und 115 der Sammlung) stützt sich auf die Edition von A. Souter aus dem Jahr 1908 (CSEL 50); nur an fünf Stellen wurde nach Studium der von Souter herangezogenen Handschriften der Text (meist geringfügig) verändert (107). In der umfangreichen Einleitung (7–109) wird vor allem auf den Stand der modernen Ambrosiasterforschung und auf die Stellung der beiden Traktate in der apologetischen Tradition eingegangen. – Unter der reichlich angeführten Literatur findet sich zwar die moderne Edition der

Ambrosiusbriefe im CSEL aus den Jahren 1968–1990 (11), doch ist deren inzwischen allgemein anerkannte neue Zählung der Briefe nicht übernommen (ep. 18 ist zu ändern in ep. 73 [Maur. 18]; 41 Anm. 1).

Michaela Zelzer

Évagre le Pontique, Chapitres des disciples d'Évagre. Édition princeps du texte grec, introduction, traduction, notes et index par Paul Géhin. Paris: Editions du Cerf 2007. 349 S. (Sources Chrétiennes. 514.) ISBN 978-2-204-08468-0 ISSN 0750-1978

Bei der Aufarbeitung der im Athener Benaki Museum bewahrten Handschriften (durchgeführt unter der Aegide des ‚Institut de Recherche et d'Histoire des Textes‘) wurde um 1975 in einer vermutlich aus Hadrianopel (heute Edirne) stammenden Handschrift des 13./14. Jh. eine Sammlung von fast 200 κεφάλαια des Euagrius Ponticus († 399) entdeckt mit zum größten Teil unbekanntem Aussprüchen des berühmten Lehrmeisters asketischen Lebens, die von seinen Schülern im frühen 5. Jh. zusammengestellt wurde (manche Sprüche sind aus syrischer oder armenischer Übersetzung bekannt). Diese κεφάλαια geben neue Einblicke in die späteste, stark mystische Ausrichtung der Lehre des Euagrius, der als erster Mönch umfassend literarisch tätig war und starken Einfluss ausübte, etwa auf Cassian und Maximus Confessor. Seine Werke gingen in der Originalsprache aber zum größeren Teil verloren, da er ab dem Jahr 533 mehrfach als Origenist verurteilt wurde. Dem bekannten Euagrius-Editor (SCH 340. 397. 438) ist zum Abschluss dieser keineswegs einfachen Erstedition zu gratulieren.

Michaela Zelzer

Jérôme, Trois vies de moines (Paul, Malchus, Hilarion). Introduction par Pierre Leclerc, Edgardo Martín Morales, Adalbert de Vogüé, texte critique par E. M. Morales, traduction par P. Leclerc, notes de la traduction par E. M. Morales et P. Leclerc. Paris: Editions du Cerf 2007. 337 S. (Sources Chrétiennes. 508.) ISBN 978-2-204-08276-1 ISSN 0750-1978

Mit diesen drei legendären, zu verschiedenen Zeiten verfassten kurzen Mönchsviten erlangte Hieronymus den Ruhm eines Begründers der lateinischen Hagiographie. Deswegen findet sich in der 142 Seiten umfassenden Einleitung neben den von P. L e c l e r c verfassten Kapiteln „Les *Vitae* dans la vie de Jérôme: lieux, dates et fonctions“, „Contexte historique et littéraire“ und „Jérôme et le genre littéraire de la biographie monastique“ auch der Beitrag von Père A. d e V o g ü é, „L'apport des vies à l'histoire du monachisme“ (73–84). Die Textgestaltung (und damit auch die Überlieferungsdarstellung) lag in den Händen von E. M. M o r a l e s aus dem Seminar von Tucumán (Argentinien), der sich für die *Vita Pauli* auf die als Dissertation vorgelegte Edition von R. Degórski aus 1987 und für die *Vita Malchi* auf seine eigene Doktorarbeit aus 1991 stützen konnte. Die Viten haben verschiedene Entstehungsumstände und ebenso verschiedene Überlieferung; die weiteste Verbreitung fand der älteste Text, die *Vita Pauli monachi Thebaei* (der Katalog der Hieronymushandschriften von B. Lambert aus 1969 nennt dafür 471 Handschriften; 346 für die *Vita Malchi* und 282 für die *Vita Hilarionis*).

Die zur Textgestaltung ausgewählten Handschriften (zwischen 16 und 19) sind im Sigelverzeichnis nach Gruppen zusammengefasst; dabei verwundern die überaus fehlerhaften Ortsangaben (137–142), wie „Munich, Bay. Stadtbibliothek; Vienne, Östernat. Bibl.; Berlin, Köni(n)gl. (sic!) Bibl.“; geändert gehört auch „*Claustroneoburgensis* cc. 1.704“ in „*CCI* 704“

und „Brit. Mus.“ in „Brit. Libr(ary)“. Auch die Gestaltung der Apparate ist etwas seltsam: Jede Textseite bietet zwar eine Zeugenzeile mit den Sigeln der 16 bis 19 ausgewählten Handschriften vom 6./7. bis zum 15. Jh., der kritische Apparat nennt aber niemals deren Varianten vollständig, auch nicht an wichtigen Stellen: Zum gewählten Titel der Malchusvita [VITA MALCHI] DE MONACHO CAPTIUO (*De monacho captiuo* im ältesten Codex A, *De captiuo monacho* nach Hier. vir. ill. 135) führt er nur 7 von 19 Handschriften (184) an. Auf der nächsten Seite (186), wo sich mehrfach auch ein positiver Apparat findet, schwanken die angeführten Zeugen zwischen 6, 8, 2, 7 und 14 – besonders auffällig sind dabei der Vermerk zur eindeutig richtigen Lesart *sum*: „sum: A, sunt F“ (F ist ein Codex des 12. Jh.; alles Weitere wird verschwiegen) und die (kaum bedeutende) Notiz „per homoiotel.“ zu einer kurzen Auslassung in einem Codex des 15. Jh. Gegen Ende dieses Textes (210) findet sich – um ein letztes Beispiel zu nennen – zu 11,3 *uirginitatem* vermerkt: „uirginitatem: GJHF“, doch nichts zu den Varianten der übrigen Handschriften (etwa *castitatem* wie PL 23, 62 ?). Auch muss man die Einleitung genau lesen, um zu erfahren, dass der Hg. in dieser Vita meistens der Lesung des ältesten Codex A (6./7. Jh.) gefolgt ist (107).

Kurz davor (104) wird erwähnt, die Gruppierung der Handschriften sei den 1943 erschienenen Studien von W. A. Oldfather und seinen Schülern zur Überlieferung der drei Viten entnommen; nicht erwähnt ist, dass diese ursprünglich als Vorarbeiten zu einer für das CSEL übernommenen, aber nicht ausgeführten Edition gedacht waren. Daraus bestätigt sich der schon aus den fehlerhaften Ortsangaben gewonnene Verdacht, dass der Editor der Vitae Malchi und Hilarionis – die Vita Pauli ist der Arbeit von Degórski entnommen und wurde daher nicht genauer betrachtet – kaum selbst Handschriftenstudien betrieb, sondern die angeführten Varianten im Wesentlichen allein aus vorliegenden Editionen und einschlägigen Publikationen übernommen hat. Unter „Edición crítica“ (wie er sie 119 selbst bezeichnet) versteht man eigentlich etwas anderes. – Es gäbe noch vieles zu vermerken; erwähnt sei nur noch, dass man 2007 das Lexikon für Theologie und Kirche nicht mehr als „1^{re} éd.“ anführen sollte (123), da seit einiger Zeit die 3. Auflage vorliegt. Etwas mehr Sorgfalt hätte dem vorliegenden Band somit nicht geschadet.

Michaela Zelzer

* * *

Conradi de Mure, Fabularius, cura et studio Tom v a n d e L o o. Turnhout: Brepols 2006 (CCCM 210). XCVI, 648 S. ISBN 2-503-05101-4 HB – relié ISBN 2-503-03000-9 series – série

Mit dem nun im CC erschienenen Text des Fabularius Konrads von Mure legt Tom v a n d e L o o die als Dissertation im Jahr 2003 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg angenommene Erstedition dieses Werkes vor. Der Fabularius verfolgt, wie Konrad selbst im Prolog darlegt, den Zweck, *communi parvulorum utilitati ... deservire*: Er enthält in seinem Hauptteil ein Lexikon, das unter Verzicht auf allegorische Deutungen sämtliche Eigennamen bzw. wichtigen Begriffe der antiken und mittelalterlichen Schulautoren erklärt. Auf diese Weise bietet das Werk, das der Editor nicht zu Unrecht als Schulenzyklopädie bezeichnet, einen guten Einblick in Unterrichtspraxis und Geistesleben des Züricher Großmünsters im ausgehenden 13. Jh. Die Edition des Fabularius ist daher zu begrüßen, zumal sie in ihrer Gesamtheit sehr gewissenhaft und gründlich gestaltet wurde.

Dem Text vorangestellt sind ein kurzes Vorwort des Editors, eine ausführliche Einleitung, ein Literatur- und ein Abkürzungsverzeichnis (V–XCVI). Die informative Einleitung gliedert sich in drei Großabschnitte: Auf einen ersten Teil zu Leben und Werk Konrads (VII – XVIII)

folgt ein größerer Abschnitt über den Fabularius (XIX – LIX), der Aufbau und Titel des Werks sowie die von Konrad herangezogenen Quellen diskutiert, wobei van de Loo zwar auf der Dissertation von A. Mayer aus dem Jahr 1916 aufbauen, über dessen Befund jedoch hinausgehen kann; den Abschluss bildet eine Erörterung über Konzeption (alphabetisches Prinzip) und Intention des Werks bzw. über dessen Fortleben. Der dritte Großabschnitt (LX – LXXXII) ist der Überlieferung des Fabularius gewidmet: Die Beschreibung der sechs Handschriften und des Basler Erstdrucks erfolgt akribisch; die Argumente, die den Editor dazu veranlassten, zwei Handschriftenklassen und eine aus beiden kontaminierte anzunehmen, sowie die Rekonstruktion des Archetypus überzeugen.

Den umfangreichsten Teil des Buches nimmt der Text des Fabularius ein, der aus einem Prolog, Exzerpten aus der *Historia Scholastica* des Petrus Comestor, in denen Heils- und Profangeschichte parallel verfolgt werden, einer in Hexametern verfassten Göttergenealogie, die zur Gänze dem *Novus Grecismus*, einem früheren Werk Konrads, entnommen ist, dem eigentlichen mythologischen Lexikon, drei alphabetischen Verzeichnissen von Steinen, Kräutern und Bäumen, schließlich dem Epilog besteht. Dem Text sind drei übersichtlich gestaltete Apparate beigegeben: ein *apparatus fontium*, ein Apparat, der die Interpolationen und Randzusätze enthält, schließlich der *apparatus criticus*. Was die Textkonstitution betrifft, bezeichnet sie der Editor selbst in der Einleitung (LXXX) bloß als „Versuch einer möglichst genauen Annäherung an das Original“. Diese vorsichtige Formulierung ist Resultat eines Problems, das sich bei der Textkonstitution mehrfach stellte: Da Konrad intensiv seine Quellentexte ausschreibt, waren nicht nur die Handschriften des Fabularius, sondern eben auch die Bezugstexte zur Textgestaltung heranzuziehen. Deren Text wurde – unabhängig davon, ob er in deren modernen Editionen als richtig anerkannt oder bloß in einem Teil der Überlieferung als Textvariante aufscheint – an denjenigen Stellen des Fabularius der Vorzug gegeben, an denen die Überlieferung desselben korrupt ist. Da jedoch in vielen Fällen nicht feststeht, welches Handschriftenexemplar einer Quelle Konrad zur Verfügung stand, und zudem vornehmlich bei antiken Bezugstexten die modernen Editionen immer wieder für die Textkonstitution irrelevante Lesarten verschweigen, Konrad aber gerade einen Codex mit einer solchen Textvariante benutzt haben könnte, besteht nach van de Loo in einzelnen Fällen die Gefahr einer unrichtigen Textkonstitution. Insgesamt scheint mir der Text unter Berücksichtigung dieser vom Editor selbst artikulierten Einschränkung korrekt konstituiert. Da es jedoch auch Aufgabe einer Rezension ist, einzelne Ungenauigkeiten oder Irrtümer aufzudecken, sei hier auf eine Stelle verwiesen, in der der Text sämtlicher Handschriften des Fabularius, in denen bereits konjiziert wurde, falsch ist, die Quelle den richtigen Text in zwei Codices bietet, van de Loo sich aber trotzdem für die Variante entscheidet, die die Mehrzahl der Handschriften des Fabularius bietet: In den Zeilen 9–11 der Exzerpte aus der *Historia Scholastica* wird von der Besiegung des Magiers Zoroaster durch Ninus berichtet: *Ninus vicit Cham, qui adhuc vivebat et regnabat in Bradia et dicebatur Zoroastes, inventor magice artis*. Ein Blick in den textkritischen Apparat zeigt, dass die seltsame Namensform der Heimat des Zoroaster, Bradia, bereits den spätmittelalterlich-humanistischen Schreibern ein Problem war: L bietet Gradia, S Bracia, die Basler Erstedition konjiziert überhaupt *gaudio*! Der Editor zitiert dazu noch die direkte Bezugsstelle bei Petrus Comestor (*Hist. Schol.*, Gen. 63), in der die jüngste Ausgabe von A. Sylwan (CCCM 191, Turnhout 2005) Bractia bietet. Aus dem dortigen Apparat geht allerdings hervor, dass zwei Handschriften des ausgehenden 12. Jh. die einzig richtige Namensform Bactria bieten. Diese findet sich selbstverständlich in allen antiken Bezugstexten, auf denen Petrus Comestor (und indirekt) Konrad beruhen (Justin 1, 1, 9; Orosius, *adv. pag.* 1, 4, 3; Isidor 8, 9, 1): Sie wäre daher sowohl bei Petrus Comestor als auch bei Konrad in den Text zu setzen gewesen, zumindest aber hätte im kritischen Apparat ein entsprechender Hinweis („*recte Bactria*“) erfolgen sollen.

Die Interpunktion ist insgesamt ebenfalls korrekt durchgeführt, auch wenn sich selbstverständlich hier ebenfalls über einzelne Stellen diskutieren lässt: So würde ich in dem rhetorisch stark durchgestalteten langen Einleitungssatz des Prologs den Sensusschluss, d. h. das Ende der gesamten Sinneinheit (nicht der Periode!), erst in Zeile 21 nach *poterit invenire* annehmen, in Zeile 20 dagegen nach *competenter observato* Doppelpunkt setzen: Auf diese Weise ergibt sich zudem ein *Cursus Velox* als effektvoller Abschluss. Der Quellenapparat schließlich ist sehr ausführlich und genau angelegt: Immer wieder verweist er den Leser auf interessante Traditionszweige einzelner Mythen. So führt van de Loo zu der Tatsache, dass der Urgott Demogorgon mit der Erde die drei Parzen gezeugt habe (geneal. deor. 5–8) eine Parallele im Vat. Pal. Lat. 1741, fol. 6^r an. Diese nicht durchgehend belegte Mythenvariante zeigt, dass hier Platons Timaios weiterwirkt, auch wenn man sich im Mittelalter selbstverständlich dessen nicht mehr bewusst war, dass sich hinter der verunstalteten und fälschlich mit Gorgo in Zusammenhang gebrachten Namensform Demogorgon der δημιουργός verbirgt: Platons philosophischer Mythos wird gleichsam ein zweites Mal mythisiert, denn die Weltseele, die der Demiurg im Timaios schafft, steht in der (neu)platonischen Interpretation dieses Vorgangs mit dem *fatum* in engstem Zusammenhang, dessen mythische Ausprägung eben die Parzen sind! So wird der Fabularius des Konrad von Mure, der nun erstmals in der sehr gut gemachten Edition van de Loos vorliegt, zweifellos für künftige Forschungen über die mittelalterliche Rezeption antiker Mythen eine reizvolle Fundgrube bieten. *Christine Ratkowsch*

La scena assente. Realtà e leggenda sul teatro del Medioevo, a cura di Francesco M o s e t t i C a s a r e t t o. Alessandria: Edizioni dell'Orso 2006. 560 S. (Ricerche Intermedievali. 2.) ISBN 88-7694-909-7

Der Band enthält die Beiträge der Seconde Giornate Interdisciplinari di Studio sul Medioevo, die in Siena im Juni 2004 stattgefunden haben. Die fünfundzwanzig Vorträge analysieren in vorbildlich interdisziplinärer Perspektive die vielfältigen Formen des Theaters im Kontext der unterschiedlichen Literaturen des Mittelalters und der Renaissance.

Luca G r a v e r i n i („La scena raccontata: teatro e narrativa antica“) prüft anhand der Analyse einiger Stellen der Metamorphosen des Apuleius und der Aithiopika des Heliodoros die gegenseitigen Einflüsse zwischen Roman und Theater im 2. Jh. – Paolo O d o r i c o untersucht in seinem Beitrag („La théâtralité à Bysance“) den Begriff ‚théâtralité‘ in den verschiedenen Formen des byzantinischen Theaters. – Francesco M o s e t t i C a s a r e t t o („Le prospettive di carta del teatro mediolatino“) unterstreicht das Fremde des mittellateinischen ‚Theaters‘ und macht die kulturelle Dynamik deutlich, die dem Abendland durch ein Theater spielen ohne Gesten und ohne Szene die eigentliche Wiederentdeckung des Theaters erlaubt hat. – Ein soziokultureller Standpunkt gegenüber dem mittelalterlichen Theater wird von Nicolò P a s e r o („Teatro medievale: teatro popolare“) erörtert: Er versucht zuerst den Begriff ‚popolare‘ (‚volkstümlich‘) zu klären und analysiert dann den Anfangsteil des Jeu de la Feuillée. – Die Beiträge von Silvana V e c c h i o („La memoria del passato e i problemi del presente: la riflessione medievale sull'ars theatra“) und von Alessandro A r c a n g e l i („Danza e spettacolo nel diritto comune“) untersuchen das Verhältnis anderer Disziplinen, insbesondere Theologie und Recht, zum Phänomen Theater im Mittelalter: Im ersten der beiden Aufsätze wird die innovative Meinung des Hugo von Sankt Viktor bezüglich der *ars theatra* und ihr Fortleben bei Vinzenz von Beauvais, Robert Kilwardby, Bonaventura, Johannes von Wales und Albertus Magnus beschrieben; im zweiten Artikel wird der Status des *ludus* in den Rechtstexten des 15. Jh. untersucht. Daraus ergibt sich, dass einerseits die untersuchten Werke dieses Thema vom juristischen und sittlichen Standpunkt aus behandeln,

andererseits aber auch versuchen, übliche Aufführungspraktiken zu legitimieren. – Johann D r u m b l („Il dramma liturgico: aspetti filologici e storici“) und Réginald G r é g o i r e („La scena monastica medievale: il dramma liturgico“) besprechen in ihren Beiträgen die Geistlichen Spiele: Johann D r u m b l analysiert die *Visitatio II* und den *Ordo Stellae* und unterstreicht ihre ausgeprägt individuellen theatertechnischen Charakteristika; Réginald G r é g o i r e schildert die Züge einer *Visitatio Sepulchri*, die im Benediktinerkonvent von Our Lady in Glastonbury aufgeführt wurde.

Ein großer Teil des Bandes ist der Behandlung literarischer Texte unterschiedlicher Herkunft in Latein und in den Volkssprachen gewidmet, die dramatische Züge aufweisen: Was die mittellateinischen Texte betrifft, untersucht Ferruccio B e r t i n i („Esiste un teatro nel Medioevo?“) das Phänomen der so genannten ‚elegischen Komödien‘ und gibt einen detaillierten Überblick über den Forschungsstand. Als Beispiel für die französische Literatur untersucht Cesare S e g r e („Nuove osservazioni sulla farsa di *Maistre Pathelin*“) die Rolle der Szene in dieser Farce, einem anonymen Text aus dem 15. Jh.; Marco I n f u r n a („Il teatro di Arras: innovazione e tradizione“) konzentriert sich auf die unterschiedlichen Arten, in denen das *Jeu de Saint Nicolas* des Jean Bodel und der *Courtois d’Arras* und das *Jeu de la Feuillée* des Adam de la Halle die politisch-administrative Realität von Arras widerspiegeln; Massimo B o n a f i n („Alcune considerazioni sul Miracolo di Sant’Agnese in occitano“) hebt die starke Theatralik des *Jeu de Sainte Agnès* hervor, des ältesten Beispiels okzitanischer Theaterdichtung. – Die Beiträge von Enrico G i a c c h e r i n i („Due versioni di pastorale: le Adorazioni dei pastori del ciclo di Wakefield“) und von Fulvio F e r r a r i („Gli *abele spelen* nederlandesi e le origini del teatro europeo“) sind der Untersuchung von Werken aus dem englisch-deutschen Gebiet gewidmet: Im Aufsatz von Enrico G i a c c h e r i n i werden die beiden in der Hs. Towneley überlieferten, unterschiedlichen Fassungen von *The Second Sheperds’ play* analysiert, einem Text, der für das beste Beispiel der religiösen Tradition des englischen Mittelalters gehalten wird; Fulvio F e r r a r i untersucht den *Lanseolet*, ein Drama in Versen aus Holland, und zeigt, dass es im Vergleich mit ähnlichen Werken aus derselben Zeit mehr Realismus und gefühlsbetonte Themen enthält. – Mit katalanischen Texten beschäftigt sich Alberto B l e c u a („*El Auto de la Pasión* atribuito a Alonso del Campo [ca. 1494] y la scena ausente“), der Quellen und Stil dieses Texts prüft; trotz der deutlichen Abhängigkeit von früheren Vorlagen erkennt er diesem Werk einen unbestreitbaren Wert im Hinblick auf *inventio* und *elocutio* zu. – Sonia M a u r a B a r i l l a r i („La maschera assente? Maschere e mascheramenti sulle scene medievali“) stellt lateinische und volkssprachliche Bezeichnungen für ‚Maske‘ zusammen; die Verwendung von Masken auf der mittelalterlichen Bühne hatte nicht die Bedeutung, die sie im griechischen Theater hatte. – Der Untersuchung der Auswirkungen einiger Formen nichtliterarischen Theaters auf die Literatur und Ikonographie sind die Beiträge von Roberto T e s s a r i („*Il Jeu de la Feuillée*: dal frammento festivo alla compiuta poiesis poetica“) und von Francesc M a s s i p („Giullari in chiesa, vescovi in piazza: dall’affresco romanico di Sant Joan de Boi [Catalogna, 1080 ca.] ai dipinti di Pieter Brueghel [1565 ca.]“) gewidmet: Im ersten Artikel wird aufgezeigt, auf welche Weise Adam de la Halle in seinem *Jeu de la Feuillée* den Plot und einige typische Themen des *charivari* bearbeitet hat; im zweiten geht es um Darstellungen des Narrenfests und ähnlicher Feiern, die sich in den Fresken auf der nördlichen und südlichen Wand der Kirche Sant Joan in Boi und in zwei Gemälden des Pieter Brueghel erkennen lassen: von Festen, die zwischen dem 13. und dem 31. Dezember stattfanden, und die durch einen zeitweisen Bruch der gesellschaftlichen Normen diese gerade bestätigen. – Ikonographische Quellen werden auch in den Aufsätzen von Sandra P i e t r i n i („La memoria del teatro antico nell’iconografia tardomedievale“) und von Tito S a f f i o t i („*L’insipiens* del Salmo 52: da folle medievale a buffone di corte“) diskutiert: Im ersten Beitrag wird die Aufführung des klassischen Theaters

anhand verschiedener Miniaturen besprochen, die einige Terenz- und Augustinushandschriften enthalten. Daraus ergibt sich, dass in diesen die vielfältige mittelalterliche Aufführungspraxis sich mit den gelehrten Beschreibungen von Isidor von Sevilla, Ugutio von Pisa und Johannes de Garlandia vermischen. Im zweiten Artikel wird die Ikonographie des *insipiens* von Psalm 52 anhand von Miniaturen untersucht, in denen die herkömmlicherweise dem Wahnsinnigen zugeschriebenen Merkmale vorkommen; sie lassen sich auch in Darstellungen des Hofnarren und des Spielmanns finden. Die performativen Techniken der Sänger im Veneto im 13. Jh. und in Florenz im 15. Jh. werden von Isabella Innamorati („Teatralità e tecniche performative nella trasmissione orale del cantare“) thematisiert. Sie unterstreicht, dass die Sänger nicht Dichter und Improvisatoren waren, wie sie in ihren Aufführungen glauben lassen wollten, sondern dass sie diese Rolle spielten. – Die Beiträge von Stefano Pittaluga („Venature teatrali in Eugenio Vulgario“) und von Paolo Viti („Scena, attori e rappresentazione nelle prime commedie umanistiche“) behandeln die Rolle der Bühne im Mittelalter und im Humanismus: Der erste Aufsatz ist den *Species comice* des Eugenius Vulgarius gewidmet; anhand eines Vergleichs mit der *Cena Cypriani* und dem *Metrum Leonis*, einem Werk des Leo von Vercelli (10. Jh.), wird gezeigt, dass der untersuchte Text die Existenz der Bühne nicht voraussetzt. Im zweiten Artikel werden die Elemente aufgezählt, die eine effektive Umsetzung des ‚Paulus‘ von Pietro Vergerio und der ‚Cautelaria‘ von Antonio Barzizza auf die Bühne ermöglichen könnten. – Ergebnis des neuen kulturellen Klimas des Quattrocento ist auch die Übersetzung des *Plutos* von Aristophanes ins Lateinische durch Rinuccio Aretino, die Ludovica Radif („Gli attori extraterrestri di Rinuccio Aretino“) für eine gelehrte und originelle Bearbeitung hält, da klassische Elemente sich mit christlicher Sittlichkeit gemäß der neuen Mentalität des 15. Jh. vereinigen.

In dem Band sind Beiträge gesammelt, die in verschiedenen Kontexten und Zeiten unterschiedliche Standpunkte bezüglich der vielfältigen Formen des mittelalterlichen Theaters aufzeigen und die vielfache Anregungen geben. Es ist ein umfassendes, ein verdienstvolles Werk, das Licht in die *vexata quaestio* bringt, die das mittelalterliche Theater seit jeher darstellt.

Carla Piccone

* * *

Hans Grote, *Petrarca lesen*. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 2006. 194 S. (legenda. 7.) ISBN 13: 978-3-7728-2424-1 ISBN 10: 3-7728-2424-2

Erster Intellektueller Europas, Begründer der Textkritik, Erfinder des Sonetts und der touristischen Reisebeschreibung, Protagonist der Ärztekritik und der lateinischen Schulaufgaben, Entdecker des Livius, Kritiker des Aristoteles, dessen Stil, den er, des Griechischen unkundig, nur in lateinischer Übersetzung kannte, ihm nicht zusagte: all dies vereint sich in Petrarca, und außerdem war er ein viel gelesener und erfolgreicher Autor – und dies noch vor der Erfindung des Buchdrucks. Die ‚studia humanitatis‘, das, was man später ‚Humanismus‘ nennen wird, haben mit Petrarca ihren ersten Vertreter und, wie so oft, schon in der antiken Literatur, zugleich ihren Höhepunkt, an dem sich alle Späteren orientieren sollten.

G., der gemeinsam mit Karlheinz Stierle (*Francesco Petrarca. Ein Intellektueller im Europa des 14. Jahrhunderts*, München 2003) und Berthe Widmer (*Francesco Petrarca, Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises. Ausgewählte Briefe, Lateinisch – Deutsch*. Hg., übersetzt und eingeleitet von B. Widmer, Basel 2001 – vgl. E. Klecker, *WSt.* 116 [2003], 315; *Francesco Petrarca, Familiaria. Bücher der Vertraulichkeiten*. Hg. von B. Widmer. Mit einem

Geleitwort von K. Flasch, Band 1: Buch 1–12, Berlin-New York 2005) in den letzten Jahren dafür gesorgt hat, dass dem großen Interesse an den Schriften des Petrarca zeitgemäße, kommentierte Textausgaben und Übersetzungen zur Verfügung stehen (Francesco Petrarca, Canzoniere – Triumphe – Verstreute Gedichte. Italienisch und Deutsch. Aus dem Italienischen von Karl Förster und Hans Grote. Hg. und mit einem Nachwort versehen von H. Grote, Düsseldorf-Zürich 2002), legt mit diesem Band eine kurz gefasste und faktenreiche Anregung zur Lektüre und einen Wegweiser durch das umfangreiche Werk des ‚Florentiners‘ aus Arezzo vor. Übersichtlich gegliedert berichtet G. über Leben und Werk, die verschiedenen kirchlichen und politischen Unternehmungen und Funktionen Petrarcas und deren Zusammenhang mit seinen Lebensumständen, Wohnorten und seiner literarischen Tätigkeit. Unermüdlich schreibend, umarbeitend und ergänzend, hat er kaum eines seiner Werke abschließen können, und dennoch galten sie zu seinen Lebzeiten, vielmehr noch naturgemäß nach der Einführung des Buchdrucks als musterhaft und stilbildend. „Die Sorge um den Charakter erfordert den Philosophen, die Schulung der Sprache ist Sache des Redners. ... Denn die Rede ist kein unbedeutender Hinweis auf den Charakter, und der Charakter seinerseits ist eine Bildnerin der Rede. Der eine hängt vom anderen ab; freilich, der eine verbirgt sich in der Brust, während die andere in die Öffentlichkeit hinaustritt.“ (172/173; Fam. 1, 9, 1f.) – oder, wie Robert Musil es auf den Punkt bringt: „Stil ist für mich exakte Herausarbeitung eines Gedankens.“

Das Buch erfüllt seine Absicht gut, als Anregung zu dienen, auch mit den gelegentlich in Anmerkungen zitierten, insgesamt vielleicht ein wenig zu knapp geratenen Ausschnitten aus dem lateinischen oder italienischen Originaltext. Die zeitliche Orientierung – dies ist wichtig für Leser, die mit der Chronologie nicht detailliert vertraut sind – ist stets mit Angabe und Wiederholung der Jahreszahlen und Lebensdaten gewährleistet. (Im 5. Jh. v. Chr. haben freilich weder Platon noch Xenophon Dialoge geschrieben: 66.) Auffällig, das soll angemerkt werden, ist eine Eigenheit im Sprachgebrauch der Werkbeschreibung, nämlich Formulierungen wie „das *epitome*“ (47) als Bezeichnung für eine der Versionen der Schrift *De viris illustribus*, und „der *Itinerarium*“ (106); vielleicht liegt da eine Ellipse zugrunde (aber was ist dann jeweils zu ergänzen?).

Im Torquato Tasso (1790) – „Der Schauplatz ist auf Belriguardo, einem Lustschlosse“ – ist zwar der „Gartenplatz, mit Hermen der epischen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Ariost“, doch gleich in der ersten Szene nennt Goethe auch Petrarca, der im Frühjahr 1370, auf der Reise nach Rom, in Ferrara einen Schlaganfall erlitten hat und nach Padua zurückkehren musste: „Ferrara ward mit Rom und mit Florenz / Von meinem Vater viel gepriesen! Oft / Hab’ ich mich hingesehnt; nun bin ich da. / Hier ward Petrarch bewirthe, hier gepflegt, / Und Ariost fand seine Muster hier.“ (1,1; Leonore Sanvitale zur Prinzessin von Este).
Herbert Bannert

Maria-Christine Leitzgeb, Tochter des Lichts. Kunst und Propaganda im Florenz der Medici. Berlin: Parthas Verlag 2006. 189 S. 1 Farbtaf. ISBN 978-3-86601-470-1

„... dimostrando la primavera“: kurz und prägnant hat Giorgio Vasari, der Biograph der Renaissancekünstler, 1550 das berühmte Bild Sandro Botticellis charakterisiert, und die Bezeichnung ist dem Bild bis heute geblieben. Mit dem Rüstzeug mythologischer Kenntnisse ist es wohl möglich, die neun Figuren zu benennen, doch über ihre genaue Bedeutung, über die Begründung der Anordnung, über die Aussage der Gesamtkomposition und über einen bei Bildern der Renaissance oft verborgenen inneren Gehalt wurde und wird gerätselt. Lorenzo der Prachtige selbst hat das Bild bei Botticelli bestellt, als Hochzeitsgeschenk für seinen

Neffen Lorenzo di Pierfrancesco (1482), in einer Zeit, als die Medici gezwungen waren, als Folge des Umsturzversuchs der Pazzi-Familie ihren Ruf und ihre politische und materielle Macht in Florenz wiederherzustellen. Doch dies sind nur die äußeren Umstände, und erstaunlich ist die Verbindung zwischen dem Wunsch nach Repräsentation, nach einem großen Fest, mit philosophischen Erkenntnissen, die im Kreise der Platonischen Akademie unter der Leitung von Marsilio Ficino die geistige Basis für den politischen und gesellschaftlichen Diskurs des 15. Jh. geschaffen haben. In dieser von den Medici begründeten Forschungsstätte hat Ficino die Philosophie und die Schriften Platons und der Neuplatoniker, vor allem Plotins, für das Denken der Neuzeit erschlossen, indem er die griechischen Texte ins Lateinische übersetzt und so der Kenntnis und Interpretation der folgenden Jh. zugänglich gemacht hat.

Dieses Denken zu erklären und für heute wiederzubeleben, ist das Hauptanliegen der Verf. Es gelingt ihr zu zeigen, wie überraschend und bereichernd der Einblick in die geistige Welt der Renaissance ist. Denn erstmals kann in dem vorliegenden Buch eine in sich geschlossene und einheitliche Interpretation für die eigentliche Absicht und die philosophische Konzeption von Botticellis *Primavera* geboten werden: das Gemälde ist im Wortsinn in die bildende Kunst gewendete Philosophie, ein Ganzes, gewoben aus philosophischen, politischen und mythologischen Vorstellungen, die über die Grenzen der Malerei und Poesie miteinander verschränkt sind. Die philosophische Quelle – und auch die künstlerische Inspiration – für Botticellis Konzept ist ein Zyklus einiger ‚Apologi‘ genannter Briefe des Marsilio Ficino, adressiert an Lorenzo di Pierfrancesco de’ Medici, den Bräutigam des Jahres 1482, für den auch das Bild als Hochzeitsgeschenk gedacht war. Die mythologische Begründung für die Wahl und Anordnung der Figuren, die Lehre von der Seele, von ihrem Sturz in die Welt, ihren Gaben und ihrer Umhüllung, der Zusammenhang zwischen den Gestalten der Venus, des Merkur, Phoebus Apollons und den Grazien – all das ist in Ficanos Texten erklärt oder besser gesagt vorausgeschickt.

Die Verf. versteht es, das Zusammenwirken des Philosophen und des Malers bei der Ausgestaltung jeweils ihres Teiles des Ganzen nachzuzeichnen und lebendig zu machen. Das Gemälde hat die Zeiten überdauert, wird in den Uffizien in Florenz von einer unzählbaren Menge bestaunt; die Texte des Philosophen freilich sind weniger auffällig und in Vergessenheit geraten. Jetzt können die Teile wieder zu einem Ganzen zusammengefügt werden.

Herbert Bannert

Jean-Baptiste-Gaspard d’Ansse de Villoison, *De l’Hellade à la Grèce. Voyage en Grèce et au Levant (1784–1786)*, édité par Étienne Famerie. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2006. 293 S. Ill. (Altertumswissenschaftliche Texte und Studien. 40.) ISBN 3-487-13144-7 ISSN 0175-8411

Im Jahr 1778 reiste J.B.G. d’Ansse de Villoison (1750–1805) im Auftrag der französischen Regierung nach Venedig, um die Handschriften der Markusbibliothek zu untersuchen. Unter den 1500 Codices, die er katalogisierte, fand er im cod. Marcianus gr. 254, der später als cod. Venetus A der *Ilias* berühmt wurde, eine Hs. mit Anmerkungen, die letztlich auf die alexandrinischen Philologen zurückgeführt werden konnten. 1788 veröffentlichte er die *Ilias* nach dieser Hs. mit den Scholien (*Homeri Ilias ad veteris Codicis Veneti fide recensita*, Venedig 1788). Der Rest ist Allgemeinwissen: von Friedrich August Wolf in Halle an der Saale ausgewertet, hatte dies eine völlige Neuorientierung der Homerinterpretation zur Folge.

Der vorliegende Band enthält die editio princeps der Handschrift des Tagebuchs, das Villoison auf seiner Reise durch Griechenland und die Levante in den Jahren 1784–1786

geführt hat, und Texte, die sich auf diese Studienreise beziehen: eine 1787 in Paris veröffentlichte, aus dem Reisejournal gezogene epigraphische Abhandlung und Vorarbeiten und Notizen zu einer geplanten vergleichenden Studie über das antike und moderne Griechenland, sowie abgerissene Notizen zum tsakonischen Dialekt.

Das Reisejournal enthält vor allem topographische und epigraphische Angaben zu den besuchten Orten: Athos, Lokris, Böotien, Megaris, Peloponnes, einigen Inseln (34 Inseln hat Villoison besucht), weiters zu Smyrna und Ephesos, jeweils dominiert von den abgeschriebenen griechischen und lateinischen Inschriften. Die Tagebuchnotizen sind von unterschiedlicher Intensität, manchmal nur auf das Gesehene bezogen, manchmal aber mit Bemerkungen zu griechischen oder türkischen Bezeichnungen und manchen Reiseerlebnissen, so dass sich auch einige Aspekte für eine sozialgeschichtliche Auswertung ergeben; es gibt ja nicht viele Reisende, die im 18. Jh. Griechenland besucht und darüber berichtet haben. Besonders ergiebig ist das Material, das Villoison für seine Abhandlung ‚Grèce ancienne et moderne‘ gesammelt hat. Die sorgfältig durchgeführte, mit allen nötigen Informationen versehene Edition ist für die Geschichte der Philologie und auch für die Kulturgeschichte von großem Interesse.

Villoison nahm nach seinem Aufenthalt in Venedig eine Einladung des Herzogs Carl-August von Sachsen-Weimar an, hielt sich fast ein Jahr (1783) in Weimar auf, und fasste seine dortigen Entdeckungen in einer Denkschrift an den Herzog, den *Epistolae Vimarienses* (Turin 1783), zusammen. Und über diesen Aufenthalt in Weimar kann man auch einigen Klatsch lesen, bei Karl August Böttiger, *Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar* (1838), Berlin 1998/2005, 38/39 („Weimarsches Geniewesen“, 1791): „Als Villoison einmal bei der Herzoglichen Tafel von einer schönen Dame, die aber nicht Französisch sprach, angeredet wurde, und er sich denn dieß verdolmetschen lassen mußte: so fragte ihn sein Nachbar, warum er sich nicht selbst entschlosse, deutsch zu lernen. *Lingua vestra scabiosam* discere nolo, war seine Antwort. Denn mit Gelehrten sprach er eben so fertig Latein, als seine Muttersprache.“ (39). *Herbert Bannert*

Stéphane Toussaint, *Humanismes Antihumanismes: De Ficin à Heidegger*, Tome I. Paris: Les Belles Lettres 2008. 332 S. ISBN 978-2-251-42033-2

‚Humanismes, Antihumanismes I: De Ficin à Heidegger‘ ist der erste Teil des neuen, auf drei Bände angelegten Werks des Romanisten und Philosophen Stéphane Toussaint (die beiden anderen Bände mit den Untertiteln: ‚La déshumanisation‘ und ‚La posthumanité‘, sind für 2008 respektive 2009 angekündigt; sie sind mit Spannung zu erwarten, weil sie das im ersten Teil Angekündigte zu einem abgerundeten Ganzen machen). Jeder Band für sich ist einer der drei ‚modernen Moiren‘ („les Moires modernes“) ‚Rentabilité‘, ‚Déshumanisation‘ und ‚Posthumanité‘ (25) gewidmet, die das Schicksal der Humanitas, wie es scheint, endgültig besiegeln. So fällt dem heute überhand nehmenden Leitgedanken der Rentabilität, in anderen Worten, den ökonomischen und zweckgerichteten Bestrebungen einer auf Nutzen und Anwendbarkeit fokussierten Gesellschaft, das humanistische Bildungsideal zum Opfer („la ‚marchandisation‘ de l’éducation humaine“, 26), dessen ausgesprochenes Ziel es seit jeher war, ein allumfassendes Wissen zu gewährleisten, das ‚den Menschen überhaupt erst zum Menschen macht‘ („humaniser l’homme“, 168). Das Phänomen der ‚Deshumanisation‘ („dés-humanisation“, 25), d. h. des Verlustes eines im Sinne jedes Humanisten menschenwürdigen und freien geistigen Daseins, hat wiederum seine Ursachen, folgen wir dem Autor, in der von Nietzsche und Heidegger propagierten ‚Philosophie der Macht‘. ‚Posthumanité‘ („post-humanité“) schlussendlich ist der finstere Stern, der über uns aufzugehen droht, um das Ideal

menschlichen Seins als eines gebildeten und humanen Seins gänzlich zu verdunkeln („le soleil de l'homme va se coucher“, 26).

In dem vorliegenden Band beschäftigt sich T. mit dem heute alles beherrschenden Prinzip der Rentabilität („rentabilité“). Die Grundlage legt der Autor mit einer exzellent recherchierten Studie, die den gesamten ersten Teil des Buches umfasst (25–159); T. geht zuerst dem Begriff der *Humanitas* nach, den er in all seinen Transformationen, ausgehend von seiner Prägung bis hin zu seiner letzten Herabwürdigung zu nichts weiter als einem „fétiche verbal“ im Europa unserer Tage beschreibt. Selbst dann, wenn man wie T. konstatiert, dass jegliche *humanitas* zu allen Zeiten stets auch Anfeindungen ausgesetzt war, ja diese als ihre ‚dunkle‘ Seite sogar implizierte, („l'antihumanisme veut toujours oppose à l'humanitas“, 25; Kap. „Sous le signe de Prométhée“, 25–30), ist dies eine Situation, die in der langen Geschichte der *humanitas* ihresgleichen sucht (13). In der Tat scheinen Humanismus und *humanitas* in unserer modernen Zweckwelt all ihre Wirkkraft und damit auch ihre Berechtigung verloren zu haben. Verantwortlich hierfür zeichnen nach T. vor allem zwei Phänomene: zum einen das der Betrachtung humanistischer Bildungsideale unter dem Aspekt ihrer Wirtschaftlichkeit („la rentabilité de l'éducation“; vgl. das Kap. „Paideia et rentabilité“, 167–171), zum anderen dasjenige der Be- und gleichzeitigen Verurteilung allen Wissens nach dem Gesichtspunkt seiner Anwendbarkeit („le savoir soumis à l'employabilité“, vgl. das Kap. „Une clef: l'employabilité“, 174–193). Diese Phänomene werden im zweiten Teil des Buches mit Bezugnahme auf die aktuelle europäische Bildungsdebatte ausführlich diskutiert. Es liegt nahe, dass der Romanist und Leiter der Ficino-Gesellschaft (Société Marsile Ficini) T. die *humanitas* der Renaissancehumanisten zu dem alles überstrahlenden Modell seines Bildungs- und Menschheitsideals schlechthin erhebt, und wer sollte ihm da widersprechen wollen? Immer wieder lässt er Marsilio Ficino (1433–1499) selbst zu Wort kommen, den ingeniosen Philosophen des Florentiner Gelehrtenkreises um Lorenzo de' Medici, der in seinem Werk wiederholt die Grundpfeiler jeglicher *humanitas* als die *Trias eruditio – philanthropia – unitas* bestimmt hat, die bis heute zumindest definitorische Gültigkeit besitzt (dazu das Kap. „Une triple humanité“, 48–61).

Der Weg, den der Autor in seiner begeisternden Darstellung einschlägt, ist der des philosophischen Diskurses. T. polemisiert nicht, er zeigt auf, vielmehr noch, er deckt auf, und gerade deshalb ist er so überzeugend. Was T. hier vorlegt, ist kein neues ‚Schwarzbuch der Bildung‘, und auch keine gewöhnliche Streitschrift, die sich in purer Nostalgie und zahllosen Anachronismen ergeht, sondern eine fundierte philosophiehistorische Analyse des Humanismus in all seinen Aspekten und Bezügen. Sie geht ein auf die Etablierung seines ursprünglichen Konzepts im antiken Lebens- und Kulturkreis, seine in den jeweiligen Epochen geradezu zyklisch auftretenden Verluste, seine Wiederfindung und seine nunmehr drohende gänzliche Tilgung aus dem Bewusstsein der Menschen. Alles in allem ein Buch, das geschrieben werden musste und das eine breite Anerkennung finden wird! *Maria-Christine Leitgeb*

Die Wiener Studien im Internet

Online-Version (mit Suchmöglichkeit):

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen
verlag.oeaw.ac.at

Rezensionen:

www.oeaw.ac.at/kal/rezensionen